

Wolfgang Hohlbein

Die Chronik der Unsterblichen

Der Vampyr

Band 2 – Osteuropa im 15. Jahrhundert

Originalausgabe Hardcover

Egmont vgs, Mai 2000
ISBN 978-3-8025-2667-1
348 Seiten
Preis: 20,50 Euro

Paperback

Egmont vgs, September 2007
ISBN 978-3-8025-8133-5
344 Seiten
Preis: 14,95 Euro

Taschenbuch

Ullstein Taschenbuch,
ISBN 978-3-548-25261-2
348 Seiten
Preis: 7,95 Euro



Als der Inquisitor den Befehl gibt, "die Hexen zu verbrennen", besiegelt er damit auch Andrejs Schicksal. Eben noch zum erbitterten Kampf gegen den grausamen Piratenkapitän Abu Dun gezwungen, muss er nun Seite an Seite mit dem schwarzen Riesen gegen eine viel schrecklichere Gefahr kämpfen. Plötzlich stehen nicht nur sein Leben und das seines Schützlings Frederic auf dem Spiel, sondern das Schicksal ganz Transsilvaniens - und damit auch das seiner geliebten Maria, die zum Spielball finsterner Mächte zu werden droht.

Auf der Suche nach ihr stößt Andrej mitten ins Zentrum gewaltiger kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen osmanischen Reiterhorden und transsilvanischen Truppen. Als ihn der düstere Fürst Dracul in seine finsternen Zwecke einspannt, droht er vollends zwischen den Mühlsteinen der feindlichen Heere zermahlen zu werden.

Während Andrej alles daran setzt, um die widerstrebende Maria zu retten, stößt er auf das unfassbare Geheimnis der Unsterblichkeit. Bei dem Versuch, es vor dem gefährlichen Dracul zu verbergen, gerät alles außer Kontrolle. Bis sich der Vampyr in ihm selbst zu regen beginnt ...

Die komplette oder teilweise Verwendung des folgenden Copyrightgeschützten Textes ist ausdrücklich untersagt. Die Leseprobe Dateien sind nur für den persönlichen Gebrauch bestimmt.

www.chronik-der-unsterblichen.de

Der Vampyr

Er kannte den Tod, doch an das Töten selbst würde er sich nie gewöhnen. Aber manchmal blieb ihm keine andere Wahl, als seine Skrupel hinten anzustellen.

Andrej presste sich mit angehaltenem Atem in den schwarzen Schlagschatten unter der Treppe und lauschte. Ihm war entsetzlich kalt. Er zitterte am ganzen Leib. Sein Herz hämmerte so laut, dass es jedes andere Geräusch zu übertönen schien und jeder Muskel in seinem Körper war zum Zerreißen angespannt. Er hielt das Schwert mit solcher Kraft umklammert, dass es schon beinahe wehtat.

Obwohl rings um ihn herum vollkommene Dunkelheit herrschte, wusste er, dass hellrosa gefärbtes Meerwasser von der Klinge tropfte und sich zwischen seinen Füßen zu einer schmierigen Pfütze sammelte. Er glaubte das Blut sogar zu riechen, sagte sich aber selbst, dass es wohl eher das Schiff war, dessen düsteren Odem er in sich aufnahm.

Es roch falsch. Andrej war in seinem Leben schon auf einer Menge Schiffe gewesen und er wusste, wie sie riechen sollten: Nach Meer. Nach Salzwasser und Wind, möglicherweise nach Fisch, nach faulendem Holz und moderndem Tauwerk, nach nassem Segelzeug oder auch nach den exotischen Gewürzen und kostbaren Stoffen, die sie transportiert hatten.

Dieses Schiff aber stank nach Tod.

Aber schließlich war er ja auch noch nie zuvor an Bord eines Sklavenschiffes gewesen.

Schritte näherten sich, polterten einen Moment auf dem Deck über ihm und kamen noch näher, sodass er schon befürchtete, der Mann würde die Treppe herunterkommen, entfernten sich aber dann wieder. Andrej atmete innerlich auf. Er hätte den Mann mit einem blitzschnellen Stich ins Herz getötet, rasch, lautlos und vor allem barmherzig, aber er war froh, dass er es nicht hatte tun müssen. Er war von seinem Stiefvater Michail Nadasdy zu einem überragenden Schwertkämpfer ausgebildet worden, der im Notfall blitzschnell zu töten vermochte, aber er war nicht hierher gekommen, um ein Blutbad anzurichten.

Dabei war er fest dazu entschlossen gewesen, genau das zu tun, als Frederic und er sich an die Verfolgung des Sklavenschiffes gemacht hatten. Hätten sie Abu Duns Sklavensegler sofort eingeholt oder auch nur am nächsten Tag, hätte er wahrscheinlich versucht, nach

und nach die gesamte Mannschaft des Seelenverkäufers auszuschalten. Aber das hatten sie nicht und Andrej dankte Gott dafür. Es hatte in letzten Tagen schon genug Tote gegeben und er selbst hatte Dinge getan, die weitaus schrecklicher waren als alles, was er sich je hatte vorstellen können. Mit Schauern dachte Andrej an Malthus, den goldenen Ritter und das, was passiert war, nachdem er ihn getötet hatte ...

Andrej verscheuchte den Gedanken. Wenn das alles hier vorbei war, hatte er genug Zeit zum Philosophieren – oder auch, um zur Beichte zu gehen, obwohl er gerade das sicherlich nicht tun würde. Im Moment gab es wichtigere Probleme zu lösen: Wie er zum Beispiel ein Schiff in seine Gewalt bringen sollte, auf dem sich mindestens zwanzig schwer bewaffnete Männer befanden und das, ohne sie alle umbringen zu müssen.

Wobei er nicht ernsthaft glaubte, dass es ihm gelingen würde. Er wusste, dass er gut war. Sein Schwert war nicht umsonst gefürchtet. Aber er kannte auch seine Grenzen. Einer gegen zwanzig, das war unmöglich; selbst, wenn dieser eine so gut wie unsterblich war. Unglückseligerweise bedeutete unsterblich nicht auch automatisch unverwundbar.

Andrej trat lautlos unter der Treppe hervor und sah nach oben. Die Luke zum Deck stand offen, aber es war tiefste Nacht und in den letzten beiden Stunden hatte sich der Himmel mit Wolken bezogen, die das Licht der Sterne auslöschten und den Mond verdunkelten, sodass er nicht mehr als ein vage angedeuteter grauer Flecken war. Abgesehen von den Schritten, die sich nun wieder dem Einstieg näherten, um im letzten Moment dann doch wieder kehrt zu machen, war es dort oben vollkommen still. Eine Wache, die vermutlich nur auf dem Deck des dickbäuchigen Seglers hin- und herging, um die Langeweile zu vertreiben und nicht im Stehen einzuschlafen; vielleicht auch, um die Kälte zu verscheuchen, die vom Wasser aufstieg und in ihre Glieder biss. Das Sklavenschiff hatte an einer flachen Sandbank beinahe in der Flussmitte Anker geworfen; eigentlich viel zu weit entfernt, als dass irgendeine Gefahr bestand. Aber Abu Dun war ein vorsichtiger Mann. Wenn man vom Sklavenhandel lebte, musste man das wohl sein.

Um ein Haar hätte diese Vorsicht Andrejs Plan schon in den ersten Sekunden vereitelt. Es hatte sich als nicht sonderlich schwierig erwiesen, zur Flussmitte hinauszuschwimmen. Das Donauwasser war eisig und

die Strömung weitaus stärker als er erwartet hatte. Jeder normale Mann wäre an dieser Aufgabe gescheitert und schon auf halbem Wege ertrunken, aber Andrej war kein normaler Mann und so war er – wenn auch erst im dritten Anlauf, weil die Strömung ihn immer wieder von der Sandbank wegzerzte – lautlos an Bord des Schiffes geklettert. Der Posten oben war kein Problem gewesen. Andrej hatte gelernt, sich lautlos wie eine Katze zu bewegen und mit den Schatten zu verschmelzen, sodass er nur einen günstigen Moment abpassen musste, um über das dunkle Deck zu huschen und in der offenen Luke zu verschwinden.

Dummerweise war es die falsche Luke gewesen.

Andrejs Plan sah vor, sich in Abu Duns Quartier zu schleichen und den Sklavenhändler selbst in seine Gewalt zu bringen, um sein Leben gegen das der Sklaven einzutauschen, die im Bauch des Schiffes in Ketten lagen. Ein simpler Plan, aber gerade das war es, was Andrej daran gefallen hatte. Die meisten guten Pläne waren einfach.

Aber unter der Luke, die er gefunden hatte, befand sich nicht Abu Duns Schlafgemach, sondern ein winziger Raum mit einer einzelnen, äußerst massiven Tür, hinter der sich vermutlich die Sklavenquartiere befanden und die gleich von zwei Kriegern bewacht wurde. Andrej hatte einen von ihnen getötet und den anderen niedergeschlagen und geknebelt, aber er hielt nichts davon, sich selbst zu belügen. Es war pures Glück gewesen. Er war genauso überrascht gewesen wie die beiden Wächter, die angesichts der fortgeschrittenen Stunde ohnehin mehr schliefen als aufmerksam waren und hätte er nur den Bruchteil einer Sekunde später reagiert ...

Andrej verscheuchte auch diesen Gedanken. Hätte. Er hatte aber nicht, basta. Was brachte es, über gemachte Fehler zu jammern? Alles war zählte, war, nicht noch mehr zu begehen.

Sein Blick wanderte noch einmal durch den Raum und blieb an der eisenbeschlagenen Tür jenseits der Treppe hängen. Er wusste nicht, was dahinter lag, aber er konnte es sich ziemlich gut vorstellen. Ein dunkler, möglicherweise mit Gitterstäben in noch kleinere Käfige unterteilter Raum, groß genug für fünfzig Menschen, in dem mehr als hundert Sklaven aneinander gekettet in ihrem eigenen Schmutz lagen. Die Überlebenden aus dem Borsā-Tal, das auch ihm einst Heimat gewesen war. Menschen, die zum großen Teil über ein paar

Ecken mit ihm verwandt waren, und die von Vater Domenicus' Schergen verschachert worden waren, um Geld für seinen inquisitorischen Feldzug gegen angebliche Hexen und Teufelsanbeter zu finanzieren.

So etwas wie seine Familie.

Nun, nicht ganz. Schließlich hatten sie ihn schon vor einer Ewigkeit aus ihrer Mitte vertrieben, hatten ihn als Ketzer und Dieb gebrandmarkt, als ruchbar wurde, dass er – wenn auch unfreiwillig – in den Kirchraub in Rotthurn verstrickt gewesen war. Aber trotzdem konnte er nicht so tun, als wären sie ihm vollkommen fremd. Vielleicht hätte er sich sogar um ihre Befreiung bemüht, wenn ihn mit diesen Menschen gar nichts verbunden hätte, abgesehen davon, dass sie Menschen waren und er die Sklaverei für das schändlichste aller Vergehen hielt.

Außerdem hatte er seinem Zögling Frederic versprochen, alles für die Rettung seiner Verwandten aus dem Borsā-Tal zu tun.

Andrej überlegte noch einen kurzen Moment. Die Verlockung war groß, die Tür zu öffnen und die Gefangenen zu befreien. Es gab nicht einmal ein Schloss, sondern nur einen schweren, eisernen Riegel. Aber es war illusorisch, sich einzubilden, dass er gut hundert Gefangene befreien konnte, ohne dass irgendjemand auf dem Schiff etwas davon merkte. Sie waren jetzt so lange in Gefangenschaft, dass es auf ein paar Augenblicke mehr oder weniger auch nicht mehr ankam.

Er überzeugte sich noch einmal davon, dass sein Gefangener nicht nur immer noch bewusstlos, sondern auch sicher geknebelt und gefesselt war, dann legte er das Schwert aus der Hand, ließ sich neben dem toten Wächter auf die Knie sinken und zog ihm das Gewand aus. Er bemühte sich, dabei so wenig Lärm wie möglich zu machen, um den Wächter oben an Deck nicht zu alarmieren, sodass er eine ganze Weile dazu brauchte. Anschließend kostete es ihn erhebliche Überwindung, den einfachen Kaftan überzustreifen. Er war nass und schwer und er stank. Der Mann hatte heftig geblutet und im Augenblick des Todes schien er die Beherrschung über seine Körperfunktionen verloren zu haben; was sehr häufig vorkam, nebenbei.

Der Turban war ein Problem. Andrej hatte keine Ahnung, wie man einen Turban band und so wickelte er sich das Stück Tuch einfach ein paar Mal um den Kopf und hoffte, dass das etwas missglückte Ergebnis in der Dunkelheit nicht auffiel. Dann hob er sein Schwert auf

und ging schnell und leicht nach vorne gebeugt nach oben, sodass sein Gesicht nicht zu sehen war.

Der Wächter befand sich im Moment am anderen Ende des Schiffes, würde aber gleich kehrt machen, um die zweite Hälfte seiner Runde zu beginnen. Das Schiff war nicht groß; allenfalls dreißig Schritte. Er konnte eine Konfrontation mit dem Wächter nicht riskieren und so wich er mit langsamen Schritten zur anderen Seite des Schiffes aus und lehnte sich einen Moment lässig gegen die Reling. Sein Herz klopfte. Er versuchte den Wächter unauffällig aus den Augenwinkeln heraus zu beobachten und seine Hand fingerte nervös am Griff des Schwertes herum, das er so neben sich hielt, dass es nicht zu sehen war. Irgendetwas stimmte nicht. Er spürte es. Der Großteil der Mannschaft lag auf dem niedrigen Aufbau achtern und schlief; ein paar schnarchten so laut, dass er es bis hierhin hören konnte. Der Posten, der sich in diesem Moment herumdrehte, bewegte sich auf die Art eines Mannes, der zum Umfallen müde war und darum kämpfte, nicht im Gehen einzuschlafen. Alles schien in Ordnung.

Aber das war es nicht. Irgendetwas war hier nicht so, wie es zu sein vorgab. Eine Falle?

Andrej konnte sich keinen Grund dafür vorstellen. Abu Dun konnte nicht wissen, dass er hier war. Der Pirat war der Falle, die Graf Bathory ihm gestellt hatte, durch ein geradezu geniales, allerdings auch mehr als riskantes Segelmanöver entkommen und hatte sofort Kurs auf den Bosphorus genommen, als wolle er durch das Marmarameer die Ägäis anzusteuern und direkt auf die großen arabischen Sklavenmärkte zuhalten. Doch dann hatte er sein gedrungenes Frachtschiff eine überraschende Wende vollziehen lassen, um geradewegs wieder nach Norden zu steuern: An Constăntă vorbei, das sie erst kurz zuvor verlassen hatten, und bis hoch ins Donaudelta hinein. Offenbar wollte er flussaufwärts Richtung Tulcea fahren, eine Stadt, die fast so alt wie Rom war und durch ihre günstige Lage den Zugang zu allen drei Donauarmen kontrollierte.

Frederic und er hatten das Schiff fast eine Woche lang am Ufer verfolgt, immer in sicherem Abstand, um von den Piraten an Bord nicht entdeckt zu werden – was alles andere als einfach war, denn das Donaudelta war ein verwirrend großes Gebiet ineinander verwobener Wasserwege, Seen, von Schilf bedeckter Inseln, tropischer Wälder und Sanddünen. Das Schiff war sehr langsam in den unteren der drei Donauarme hineingefahren und hatte einmal sogar fast einen

halben Tag auf der Stelle gelegen, sodass Andrej vermutete, dass der Pirat und Sklavenhändler auf jemanden wartete; vielleicht einen anderen Piraten, vielleicht auch einen Kunden, dem er seine lebende Fracht verkaufen wollte.

Aber das spielte keine Rolle. So weit würde Andrej es nicht kommen lassen.

Der Wächter rief ihm irgendetwas zu, was Andrej nicht verstand; es musste Türkisch oder auch Arabisch sein, die Sprache einer der beiden Nationalitäten, aus denen sich der größte Teil der Besatzung rekrutierte. Immerhin hörte er den scherzhaften Ton heraus, hob die linke Hand und gab ein Grunzen von sich, von dem er wenigstens hoffte, dass es als Antwort genügte.

Offensichtlich tat es das auch, denn der Mann lachte nur noch einmal und setzte seinen Weg fort. Andrej atmete innerlich auf. Er konnte hier an Deck keinen Kampf riskieren. Ganz gleich, wie schnell er den Piraten auch tötete, er konnte nicht ausschließen, dass er noch einen Warnschrei ausstieß, der die schlafenden Männer auf dem Achterdeck weckte.

Aber der Mann ging vorüber, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen und nach einem kurzen Augenblick setzte Andrej seinen Weg fort. Nachdem er durch die falsche Luke geklettert war, hatte er zumindest eine ungefähre Vorstellung davon, wie es unter Deck des Schiffes aussah. Er hatte Abu Dun mehrmals aus der Ferne dabei beobachtet, wie er in der Luke verschwand oder auch daraus auftauchte, einmal auch nur zur Hälfte angezogen. Aber er hatte dennoch geglaubt, der Mann schlief dort, wo in Wirklichkeit die Sklaven untergebracht worden waren. Diesen Fehler galt es jetzt zu korrigieren. Abu Duns Quartier musste sich einfach dort unten befinden. Und wenn er auch diesmal nicht Recht hatte? Nun, dann würde er eben improvisieren müssen. Darin war er immer schon gut gewesen.

Er bewegte sich schnell und lautlos die Treppe hinunter und blieb kurz stehen, um sich zu orientieren – was in der herrschenden Dunkelheit allerdings fast unmöglich war. Er befand sich in einem schmalen, nur wenige Schritte langen Gang, der so niedrig war, dass er nur gebückt darin stehen konnte. Der Gang endete vor einer Wand aus massiven Balken, die ihm eigentlich viel zu wuchtig für ein relativ kleines Schiff wie dieses schienen, bis er begriff, dass er nun auf der anderen Seite des Sklavenquartiers stand, das offensichtlich den Großteil des gesamten Rumpfes einnahm.

Der Gedanke erfüllte ihn mit neuem Zorn, denn er bedeutete nichts anderes, als dass Abu Dun keineswegs nur ein Pirat war, der in der Wahl seiner Beute nicht sonderlich wählerisch war. Ganz im Gegenteil: Dieses Schiff war eigens für den Transport lebender Fracht gebaut worden. Sklaven. Wäre er nicht ohnehin fest dazu entschlossen gewesen, er wäre es jetzt: Er würde Abu Duns Sklavenpott auf den Flussgrund schicken. Er würde versuchen, seine Mannschaft zu schonen, obwohl sie vermutlich auch nur aus einer Bande von Mördern und Halsabschneidern bestand, aber das Piratenschiff selbst würde er versenken.

Dazu musste jedoch erst einmal Abu Dun finden und ausschalten.

Erneut beschlich ihn das Gefühl, dass hier irgendetwas nicht stimmte. Er versuchte, dieses Gefühl irgendwie einzuordnen, aber es gelang ihm nicht und so konzentrierte er sich wieder auf seine Umgebung. Er war schon viel zu lange hier. Frederic war am Ufer zurückgeblieben und er hatte ihm eingeschärft, sich nicht von der Stelle zu rühren, ganz egal, was geschah, aber er war nicht sicher, wie weit er sich auf Frederic verlassen konnte. Der Junge hatte sich verändert, seit sie Constântă verlassen hatten und Andrej war mit jedem Tag weniger sicher, ob ihm diese Veränderung gefiel.

Etwas polterte. Andrej fuhr erschrocken zusammen, bevor ihm klar wurde, dass das Geräusch nicht in seiner unmittelbaren Nähe, sondern irgendwo über seinem Kopf erklingen war. Der Posten war gegen irgendetwas gestoßen oder hatte etwas fallen lassen. Es musste ihn nicht interessieren. Abu Dun war hinter einer der beiden Türen, die rechts und links des schmalen Ganges abzweigten. So groß war die Auswahl nicht.

Er ergriff sein Schwert fester, öffnete wahllos die Tür auf der linken Seite und stürmte hindurch.

Er hatte Glück.

Der Raum, in den er stürmte, war winzig und er wirkte noch kleiner, denn er war bis zum Bersten voll gestopft mit Kisten, Truhen, Säcken und Bündeln. Eine kleine, aber anscheinend aus purem Gold gefertigte Öllampe, die unter einem schwarzen Rußfleck an der Decke hing, spendete flackerndes rotes Licht, das gerade ausreichte, den Raum mit hin- und herhuschenden Schatten und der Illusion von Bewegung zu erfüllen, die nicht wirklich da war, und es gab nur ein winziges,

mit buntem Bleiglas gefülltes Fenster. Abu Dun lag – nackt bis auf eine knielange baumwollende Hose – auf einer schmalen, aber mit Seide gedeckten Liege direkt unterhalb des Fensters und schlief. Er schnarchte mit offenem Mund. Auf einem kleinen Tischchen neben ihm stand ein bauchiger Weinkrug, daneben lang ein umgestürzter Trinkbecher, der ebenfalls aus Gold bestand und reich mit Edelsteinen und kunstvollen Ziselierungen bedeckt war. Roter Wein war ausgelaufen und bildete eine klebrige, dunkel glitzernde Lache. Abu Dun schien es mit den Suren des Koran nicht allzu genau zu nehmen, was die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens anging.

Er war allerdings nicht annähernd so betrunken, wie Andrej gehofft hatte. Obwohl Andrej so gut wie keinen Laut verursachte, als er hereinkam, flogen seine Lider mit einem Ruck auf, und er brauchte nur den Bruchteil eines Atemzuges, um die Situation zu erfassen und richtig zu reagieren. Noch während Andrej eintrat, sprang er in die Höhe und griff nach dem Weinkrug auf dem Tisch neben sich, um ihn nach Andrej zu werfen.

Andrej machte keinen Versuch, dem Wurfgeschoss auszuweichen, sondern brachte mit einer blitzartigen Bewegung das Schwert in die Höhe. Gleichzeitig trat er gegen den Tisch.

Der Krug prallte mit solcher Wucht gegen das Schwert, dass ihm die Waffe aus der Hand gerissen wurde, aber auch Andrejs Angriff zeigte Wirkung. Der Tisch kippte um. Die Kante aus hartem Eichenholz prallte mit einem trockenen Knacken gegen Abu Duns Knie und brachte ihn zu Fall. Der riesenhaft gebaute Pirat kippte mit einem Schmerzlaut zur Seite und Andrej nutzte die winzige Chance, die sich ihm bot und stürzte sich auf ihn. In dem Bruchteil einer Sekunde, die die Bewegung in Anspruch nahm, sah Andrej eine Mischung aus Überraschung, Schrecken und Verachtung in Abu Duns Augen aufblitzen. Der Pirat war mehr als eine Handbreit größer als er und viel breitschultriger. Jetzt, als Andrej ihn beinahe nackt sah, wurde ihm erst bewusst, wie muskulös und durchtrainiert der Sklavenhändler war: ein Bär von einem Mann, gegen den er mit bloßen Händen nicht die Spur einer Chance hatte. Abu Dun schien das wohl ebenso zu sehen, denn er erwartete fast gelassen seinen Ansturm.

Andrej seinerseits beging nicht den Fehler, sich nach dem Schwert zu bücken, das er fallen gelassen hatte, sondern rammte Abu Dun das Knie ins Gesicht. Der Pirat keuchte vor Schmerz und kippte nach hinten, umschlang Andrej aber trotzdem in der gleichen

Bewegung mit beiden Armen und riss ihn von den Füßen. Andrej ächzte, als er spürte, dass er den Piraten falsch eingeschätzt hatte: Er war nicht so stark, wie er geglaubt hatte, sondern noch viel stärker. Er wurde von den Füßen und in die Höhe gerissen und bekam keine Luft mehr. Seine Rippen knackten. Er spürte, wie mindestens zwei oder drei davon brachen. Der bittere Kupfergeschmack von Blut füllte seinen Mund und der Schmerz wurde für einen Moment so schlimm, dass er das Bewusstsein zu verlieren drohte.

Verzweifelt strampelte er mit den Beinen, schlug zwei-, dreimal mit der Faust in Abu Duns Gesicht und versuchte schließlich, ihm die Augen auszudrücken, als das nichts fruchtete. Abu Dun drehte mit einem wütenden Knurren den Kopf zur Seite und drückte mit noch größerer Kraft zu. Andrejs Rippen brachen wie trockene Zweige, und dann erscholl ein lautes, trockenes Knacken und jedes bisschen Gefühl wich aus Andrejs Unterleib und den Beinen. Er erschlaffte in Abu Duns Armen. Auch der Schmerz war nicht mehr da.

Abu Dun sprang in die Höhe, wirbelte ihn herum und warf ihn quer durch den Raum an die gegenüberliegende Wand. Andrej fiel hilflos zu Boden, schlug mit dem Kopf gegen die eisenbeschlagene Kante einer großen Holzkiste und verlor nun wirklich das Bewusstsein, wenn auch nur für einen Augenblick.

Er erwachte, als Abu Dun eine riesige Hand in sein Haar grub und seinen Kopf mit einem brutalen Ruck herumriss. Die andere Hand des Piraten war zu einer riesigen Faust geballt und zum Schlag erhoben.

»Nein«, sagte Abu Dun. »So leicht mache ich es dir nicht.«

Er ließ Andrejs Haar los, richtete sich auf und versetzte ihm einen Tritt, der ihm weitere zwei oder drei Rippen gebrochen hätte, hätte er Stiefel oder nur Schuhe getragen. So jagte er nur einen dumpfen Schmerz durch seinen Körper, der ihn gequält aufstöhnen ließ.

Abu Dun lachte. »Tut das weh? Nein, es tut nicht weh. Es ist nichts gegen das, was dich noch erwartet.«

Der Autor

Wolfgang Hohlbein, 1953 in Weimar geboren, ist der meistgelesene und erfolgreichste deutschsprachige Autor mit einer Gesamtauflage von 35 Millionen Büchern. Der Durchbruch gelang dem Großmeister der Phantastik 1982 mit MÄRCHENMOND, das seinen Siegeszug in zahlreichen Ausgaben von den USA bis in den Fernen Osten bis heute ungebrochen fortsetzt. 1993 stand sein phantastischer Thriller DRUIDENTOR für ein volles Jahr auf der Spiegel Bestsellerliste, gefolgt von vielen anderen Titeln wie ANUBIS (2005), dem PAULUS EVANGELIUM (2006) und UNHEIL (2007).

Die neue deutsche Phantastik ist ohne Wolfgang Hohlbein undenkbar. In über 150 immer wieder neu aufgelegten Bestsellern hat er dem Genre den Weg geebnet. Ob märchenhafte oder düstere Fantasy, ob Mystery-Thriller oder Vampir-Roman: In jeder dieser Spielarten phantastischer Literatur gelangen ihm preisgekrönte Meisterwerke.

Neben seinen Einzelwerken hat sich Wolfgang Hohlbein besonders mit seinen Dark Fantasy Reihen hervorgetan. Seine drei Buchreihen DER HEXER, ENWOR und DIE CHRONIK DER UNSTERBLICHEN gelten als die drei erfolgreichsten ihrer Art in deutscher Sprache.

Der Lebens- und Arbeitsmittelpunkt Hohlbeins ist seine Familie. Der passionierte Motorradfan und Zinnfigurensammler lebt mit seiner Frau und Co-Autorin Heike, seinen Kindern und zahlreichen Hunden und Katzen am Niederrhein.

www.chronik-der-unsterblichen.de